Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Das gerettete Vertrauen
Autor: Wiget, Sophie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576275

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das gerettete Vertrauen.

Nachdruck verboten.

Skizze von Sophie Wiget, Zürich.

Unter den Papieren einer alten Frau, die eine große Menschenfreundin gewesen und deswegen nicht viel anderes von Wert hinterlassen hat als ein paar noch ungedruckte Manuskripte, fand ich unter andern Aufzeichnungen aus ihrer Jugendzeit auch die folgende, die sie vielleicht noch mehr ausgearbeitet haben würde, hätte sie das Leben gehabt, die ich nun aber so wiedergebe, wie ich sie gefunden habe. Ich hebe meinerseits nur hervor, daß es sich um die Beobachtungen eines Kindes handelt, das mehr mit dem Instinkt für den Schmerz schaute, der in spätern Jahren aus ihm eine Künstlernatur und eine Menschenfreundin gemacht hat, als mit klarem Bewußtsein dessen, was sich um es her abspielte.

* * *

Man lernt den Wert oder Unwert eines Menschen erst ganz kennen, wenn man ihn im Moment eines großen Schmerzes gesehen hat. So sieht man manchmal Menschen, die sich in ebenmäßig dahinfließenden Zeiten tadellos zu benehmen wissen, in einer schweren Stunde die Menschenwürde so gänzlich ablegen, daß sie für die, die das Unglück hatten, sie so zu sehen, für immer den Stempel der seelischen Häßlichkeit tragen müssen. Andere gibt es, aus einfachen Verhältnissen kommend, jedes äußern Schliffes ermangelnd, die im Schmerze zu einer Seelengröße und einer Feinheit des Taktes emporwachsen, daß man sie später immer, auch wenn sie sich die Hände mit untergeordneter Arbeit beschmutzen, mit jenem Maßstabe messen muß, den man nur an innerlich wertvolle Menschen legt. Und dann gibt es wieder Leute, die scheinbar lachend und gleichgültig durch's Leben gehen, sodaß man von ihnen glauben möchte, ihr inneres Auge sei immer geschlossen, wenn man nicht das Glück hätte — ja, Glück! — in einer Stunde hoher Sorge neben ihnen zu stehen.

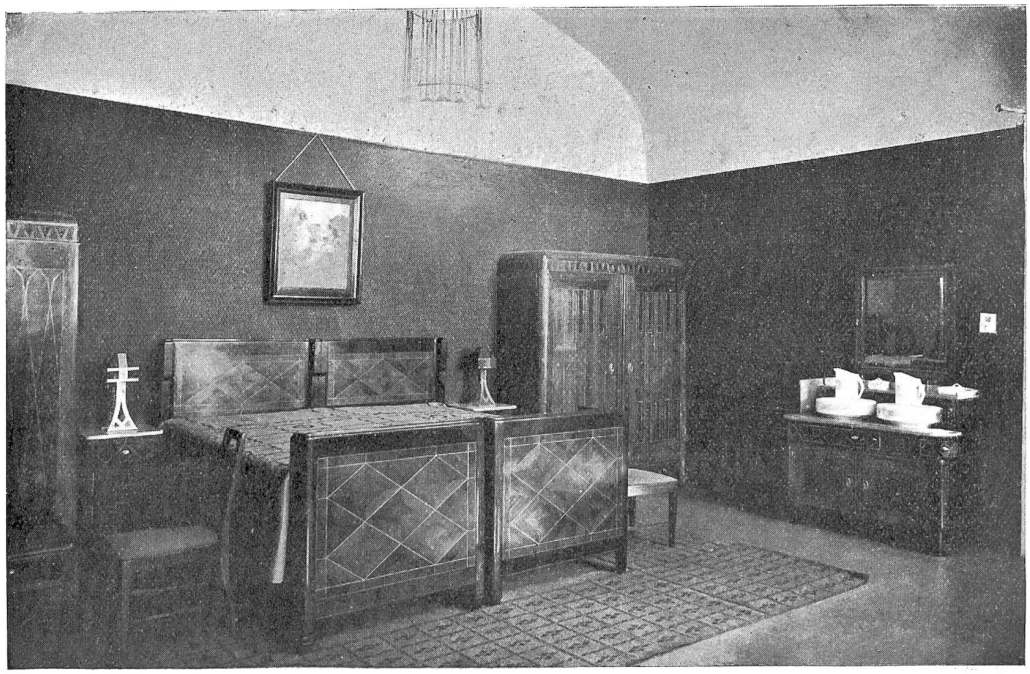
So würde mir sicherlich meine Großmutter, die anspruchslose Frau mit dem kindlichen Lachen, dem harmlosen Witz auf den Lippen und der scheinbaren Unbekümmertheit um innere Vorgänge, als Urbild einer sorglos dahinlebenden Frau vorschweben, wenn sie mich nicht als junges Mädchen zu einem schweren Gang mitgenommen hätte.

Ich war damals zehn Jahre alt. Meine Großmutter, deren reger, heiterer Geist und guter Wuchs ihr erlaubt hätten, trotz ihren fünfzig Jahren noch eine anziehende Erscheinung zu sein, wenn sie sich die geringste Mühe gegeben hätte, begnügte sich, reinlich zu sein, und sah mit sorglosem Lachen Zahn um Zahn scheiden. Sie kämmte jeden Morgen ihr blondes Haar glatt und strich es straff unter eine Haube; dann band sie sich eine mächtige, frische Schürze um. Aber ihr zweiter Gatte war elf Jahre jünger als sie, ein hübscher Mann, der sich auf sein Aeußeres etwas zu Gute tat und Gefallen fand bei den Frauen. Er ließ auch bei den besten Schneidern arbeiten, während ich das Wort „meine Schneiderin" nie von Großmutters Lippen gehört habe. Das Wenige, was sie brauchte, machte sie sich selbst, ohne dabei in Schnitt oder Farbe die Schönheit groß in Frage zu ziehen. Sie ging eben nie aus. Es schien ihr auch ganz selbstverständlich vorzukommen, daß ihr Mann ihr gar keine Beachtung schenkte. Sie beklagte sich nie darüber. Man hätte meinen können, es sei ihr ganz gleichgültig, wenn ihr Gesicht nicht so aufgeleuchtet hätte, wenn er ausnahmsweise, vielleicht in Jahren einmal, ein freundliches Wort an sie richtete. Streit gab es zwischen ihnen nie. Sie besorgte pflichtgetreu den Haushalt, er gab ihr regelmäßig das Geld dazu. Eine Haushälterin hätte sich kaum so klaglos mit soviel Nichtbeachtung abgefunden.

Dann war in der Familie noch meine Mutter, eine blasse, stille Frau, die mit gebrochenem Herzen aus ihrer kurzen Ehe zurückgekehrt war. Es wäre vielleicht natürlich gewesen, daß ich unter diesen Verhältnissen meiner Mutter vor allen andern angehangen hätte. Aber ich liebte sie wenig; sie zog mich an einem Tage leidenschaftlich an sich und stieß mich am nächsten Tage fort, wenn sie in mir das Kind meines Vaters sah. Mit der Großmutter jedoch war ich gut Freund. Ich wußte, daß sie mich liebte, auch wenn sie mich schalt. Und dann hatte ich das Gefühl, daß ich zu ihr halten müsse, irgend ein dunkles Gefühl, als ob ihr ein Unrecht geschehe, das ich mit meiner Liebe erträglich machen müsse.

Eines Tages erhielt meine Mutter einen Brief von einer Jugendbekannten. Die beiden hatten zusammen ein Jahr in einem Pensionat der französischen Schweiz verbracht. Nun erinnerte sich die reiche Bauerntochter dieser Bekanntschaft, da sie in der Stadt einen Glättkurs nehmen wollte und einen Kostort suchte. „Käthi" hieß das dralle, schwarzhaarige, rotbackige Ding, das sich in der Pension dadurch ausgezeichnet, daß ihm keinerlei Kultur beizubringen war und daß es unter dem häßlichen Verdachte stand, mit einem Knechte des anstoßenden Bauerngutes zu liebäugeln.

Diese Käthi, die damals schon das Entsetzen der korrekten, schlanken Claire gewesen,



Schlafzimmer, nach Entwurf von Rittmeyer & Furrer, Winterthur, ausgeführt von C. Gilg-Steiner & Co., Winterthur.

wollte nun in die Stadt kommen, um das Bügeln zu lernen und wollte ausgerechnet bei Claire wohnen! Die blonde, blasse Frau schüttelte ratlos den Kopf über diesen Brief. War denn die Bauerntochter, die mit siebzehn Jahren schon heiratslustig gejauchzt hatte, eine ledige Dreißigjährige geworden und darauf angewiesen, einen Beruf zu erlernen?

Vor lauter Staunen über ihr seltsames Gesuch gab man Käthi vorläufig gar keine Antwort. Aber dies schien sie gerade als Zusage auszulegen; denn sie fuhr wenige Tage später bei uns vor und ließ einen mächtigen, grünbemalten Holzkoffer hinter sich die Treppe heraufragen.

Eßzimmer, nach Entwurf von Bischoff & Weideli, Zürich, ausgeführt von H. Aschbacher, Zürich.

Ich sehe sie in meiner Erinnerung noch ganz deutlich, wie sie ohne Zögern und ohne die geringste Verlegenheit breit lachend über die Schwelle gesegelt kam. Meiner Mutter streckte sie von weitem beide fetten Hände entgegen und bemerkte es nicht, daß eine schmale weiße Hand ihr widerstrebend gereicht wurde. Doch meiner Großmutter schien die kecke, ländliche Erscheinung Spaß zu machen. Sie erwiderte den Gruß mit wirklicher Freundlichkeit. Man hätte sie zwar nicht erwartet, sagte sie zu der Angekommenen, aber nun sie da sei, so werde man auch Raum für sie schaffen; sie solle es sich bei uns wohl sein lassen.

Ich hatte über eine Zeichnung gebeugt am Tisch gesessen und zwischen widerspenstigen Locken hindurch die Szene scheu beobachtet.

„Nun, du Strubelkopf," wandte sich Fräulein Käthi zu mir, „grüß Gott! Dich nehme ich dann mit mir, wenn ich nach Hause gehe."

Meine Hand stahl sich auf den Rücken; ich schaute in das rote Gesicht mit den gebrannten, pechschwarzen Stirnlocken auf und fragte:

„Lachen alle Leute so laut, dort, wo Sie zu Hause sind?"

Aus Großmutters Augen blinzelte der Schalk mich an. Aber der Frau Claire versetzte ihres Kindes Unart einen wirklichen Schrecken.

„Du Naseweis, du!" fuhr Fräulein Käthi mich an.

Das war unsere Vorstellung; dann zeichnete ich weiter.

Am Abend, beim Nachtessen, machte Fräulein Käthi die Bekanntschaft des vierten Familiengliedes. Auf dieses hatte die Neuangekommene eine geradezu belebende Wirkung. Seine Augen schossen rasche Blicke, ganz anderer Art, als die meinen, bei ihrem Gelächter. Und unter diesen Blicken schien Fräulein Käthi Heimatsgefühl bei uns zu bekommen. Sie reichte dem Manne mit bäurisch gespreizten Fingern die Schüsseln und bot ihm Speise an. Dabei wurden Blicke getauscht, und sie schlug eine kleine Lache auf. Er bemühte sich seinerseits sehr, ihr die besten Bissen zuzuschieben, die sie dann nach viel Plänkelei und kicherndem Zieren auch stets annahm.

Wir andern drei verhielten uns schweigend. Mich stieß das Wesen dieser Frau im Innersten ab, und ich pflegte damals nicht zu kargen, derartigen Gefühlen wenigstens durch Blicke Ausdruck zu geben.

Weniger unzufrieden mit dem neuen Zustand schien die Großmutter zu sein. Der Mann, der mürrisch und wortlos dazusitzen pflegte, schien ja plötzlich aufzutauen und Freude am Familientisch zu finden!

Käthi war natürlich eine volle Woche vor Beginn des Kurses hergereist, um sich die Stadt noch gründlich anzusehen, und da Frau Claire keine Miene machte, die laute Gefährtin herumzuführen, und man bei meiner Großmutter das Zuhausebleiben schon so gewohnt war, daß niemand daran dachte, sie könnte als Cicerone dienen, so fiel diese Pflicht ihrem Gatten zu. Und er fügte sich mit ungewohnter Bereitwilligkeit darein. Fräulein Käthi ihrerseits machte nicht die geringste Einwendung; sie meinte nur, sie halte ihn sehr viel von der Arbeit ab, und fügte mit einem besondern Blick hinzu, es werde sich aber schon eine Gelegenheit finden, sich dankbar zu erweisen.

Das war im Herbst.

Im Oktober begann der Kurs, und ich sah von da an das Fräulein nur bei der Morgen- und Abendmahlzeit. Sonntags ging sie ihre eigenen Wege, was sie damit erklärte, daß sie sich bei einigen der Kursteilnehmerinnen angefreundet habe, und da wir unsere stillen Sonntage zu dreien schon längst so gewöhnt waren, dachten wir auch nicht, daß es anders hätte sein sollen. Auch hätte Käthis polteriges Wesen unsere Sonntagnachmittage, an denen die zwei Frauen lasen und ich zeichnete oder schrieb, ganz beträchtlich gestört. Es schien sich ohnehin zu dem dunklen Unterton, der durch unser Familienleben ging, in jüngster Zeit noch ein schriller, neuer Mißton zu gesellen. Großmutters freimütige Art fing an sich zusammenzuschließen wie eine Blume, wenn Käthi in der Nähe war.

Großvater war ein geschickter Zeichner und interessierte sich deshalb für meine zeichnerischen Produkte, für welche die andern wenig Verständnis hatten.

So kehrte er an einem Sonntagabend in ziemlich guter Stimmung nach Hause zurück und neigte sich über mich, um meine Arbeit zu betrachten. Er machte einige Aussetzungen, wies auch mit der Hand ein paar Striche nach, die er verändert

wünschte. Dabei strömte sein Rockärmel einen starken Moschusgeruch aus, wie er in intensiver Weise Fräulein Käthis Kleidern und jedem Gegenstand zu entströmen pflegte, der ihr gehörte. Ich erinnere mich genau, wie mir der Atem stockte vor Schreck, wie ich ihn starr ansah und seine Stimme mir im Ohr nur von weiter Ferne tönte. Er bemerkte es schließlich, richtete durchdringend sein scharfes Auge auf mich und war gerade im Begriff mich zu fragen, was mir fehle, als irgend eine kleine Bewegung von mir, wohl ein Zeichen des Widerwillens gegen den mir so nahen antipathischen Geruch, ihm plötzlich verriet, was in mir vorging. Da wurde sein Blick unstet, ein schwaches Verlegenheitslächeln spielte um seinen Mund. Er richtete sich auf, legte die Hände auf den Rücken und ging langsam nach der andern Seite des runden Tisches. Inzwischen hatte er sich gefaßt und warf mir, die ich ihn mit entsetzenerfüllten Augen verfolgt hatte, einen drohenden, gebietenden Blick zu.

Es hätte dessen nicht bedurft. Gebieterischer als dieser Blick gebot mein Instinkt mir zu schweigen.

Aber von da an lebte ich in offener Feindschaft mit dem Gast. Prahlerische Behauptungen, die Käthi am Tische machte, pflegte ich naseweis zu berichtigen, falsche bloßzulegen. Ich kundschaftete ihre Toilettengeheimnisse aus, deren nicht wenige waren, und enthüllte eines ums andere vor der ganzen Tischrunde. Ich hatte einen unbändigen Trieb, diese Frau vor jenem Manne herabzusetzen. Frau Claire weinte in jener Zeit manchmal über ihr Kind. Fräulein Käthi sagte, ich sei das boshafteste, frechste Ding unter der Sonne. Daß ich damals auch in Großvaters Gunst täglich sank, liegt auf der Hand; denn Käthi ließ es an Klagen über mich nicht fehlen. Ein- oder zweimal schien ihr auch der Gedanke zu kommen, man könnte mich durch ein Geschenk zum Waffenstillstand bringen. Meine schroffe Ablehnung solcher Angebote rief dann wieder eine neue Entrüstung gegen mich hervor, an der sich nur die Großmutter nicht beteiligte; sie pflegte bei solchen Klagen leise mein widerspenstiges Haar zu streicheln.

An einem Dezemberabend — draußen lag Schnee und dämpfte das Straßengeräusch — saß ich an einem Seitentisch und zeichnete. In der Mitte des Zimmers stand seit einer Stunde der gedeckte Tisch. Mutter wurde nicht zum Essen erwartet, dagegen der Großvater und Käthi.

Ich war so in meine Arbeit vertieft, daß ich alles um mich vergaß, bis mein Magen knurrte. Da ging ich in die Küche, um zu sehen, was diese Stille bedeute. Das Essen brödelte auf dem Herde. Am Tisch stand die Großmutter so tief in Gedanken, daß sie meine leisen Schritte gar nicht hörte. Beklommen kehrte ich zu meiner Arbeit zurück. Die Hängelampe brannte freundlich über dem weißgedeckten Tisch; die Uhr tickte; auf der Straße war es ganz still geworden.

So verrann noch eine Spanne Zeit. Dann klinkte die Tür.

„Komm mit mir, Kind!" Ich schaute auf. Großmutter stand neben mir, um Kopf und Brust einen schwarzen Shawl geschlungen, der kaum ihr Gesicht sehen ließ. Die Augen brannten seltsam aus dieser Umhüllung hervor; auf Wangen und Stirn lag Leichenblässe.

„Was ist?" fragte ich, mich rasch erhebend.

„Komm mit; ich habe einen schweren Gang vor!"

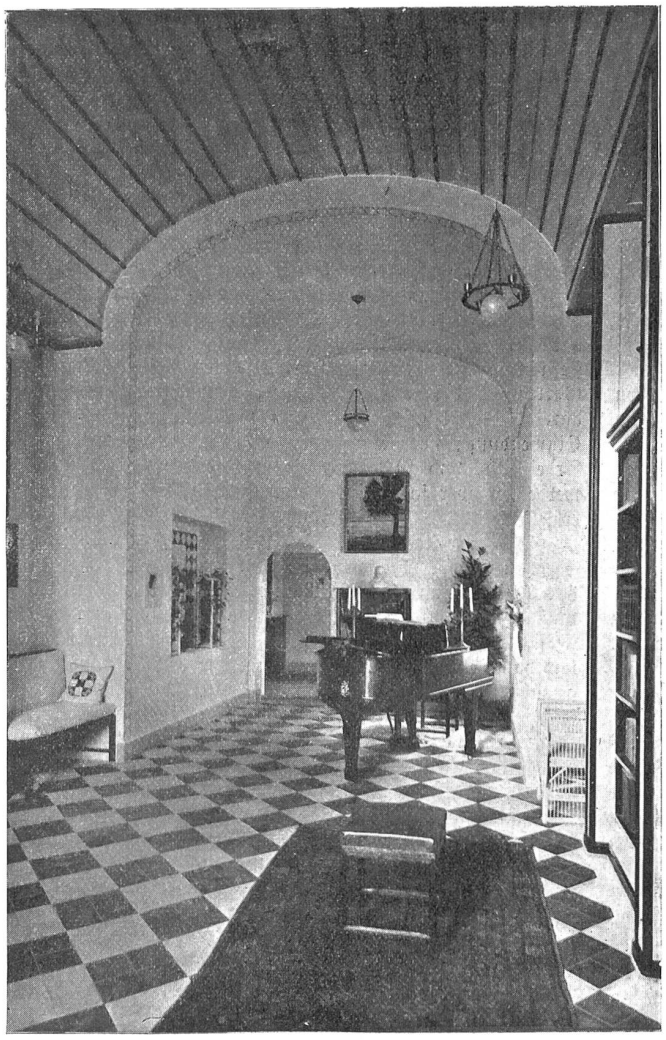
Ich hüllte mich ein, und wir gingen zusammen. Keines sprach ein Wort. Ich kannte ihren Weg und kannte ihn nicht. Sie hielt meine Hand krampfhaft, und meine kleine Rechte gab den Druck mit aller Wärme zurück, die sie zu geben fähig war. So hatte ich Großmutter nie gesehen. Als ob sich in den nächsten Augenblicken ihr Sein entscheiden sollte, so schritt sie neben mir den schmalen dunklen Weg dahin, der auf einer Seite von Weiden berandet war und dem Ufer eines trägen Flusses entlang führte. Der Fluß war ungezäunt, und es brannte kein Licht. Es war alles schwarz um uns. Aber so zusammengeschmiedet in Leid und Angst, wie wir waren, wären wir auch durch das dunkle Wasser gegangen, wenn es hätte sein müssen. Der Weg zog sich in langen Windungen dahin. Er schien endlos. Stadtwärts führte eine schmale Eisenbrücke über den Fluß, und etwa zweihundert Schritte von dieser Brücke entfernt lag ein breites Gebäude mit hohem Giebeldach. Dort, hinter jener großen Holztür, befand sich das Kurslokal der Fräulein Käthi.

Stumm lehnten wir auf das eiserne Brückengeländer. Der Wind blies durch unsere Röcke. An die Dunkelheit gewöhnt, wie unsere Augen waren, konnten wir die Türe gut erkennen. Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging, bis sich diese Türe öffnete und Käthi heraustrat. Die Klammer an meiner Hand löste sich. Ich hörte einen tiefen langen Atemzug und die gehauchten Worte:

„Es ist nichts ... Gott sei Dank!" Nun mußten wir eilenden Fußes zurück; denn Käthi durfte uns nicht sehen. Doch das Dunkel schützte uns.

Am Ausgang des Weidenweges brannte eine Petrollaterne. Hier wagte ich zum ersten Mal einen heimlichen Blick auf das Gesicht neben mir. Die Spannung war aus den Zügen verschwunden; es lag ein weicher Glanz darüber.

Wir kamen einige Minuten vor Käthi zu Hause an; es reichte gerade noch, um die Spuren unseres



Bibliothek und Musikraum, nach Entwurf von Streiff & Schindler, Zürich, ausgeführt von H. Hartung, Zürich.

Ausganges zu verwischen. Kurz nach ihr kam auch der Großvater. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, in solcher Demut in jeder Gebärde stumme Abbitte tun, wie es meine Großmutter an jenem Abend tat.

Die Gute hatte ihr ganzes Vertrauen gerettet. Wir sprachen nie ein Wort über jenen Abend. Ganz dunkel aber war ich mir bewußt, daß dieser Verlauf der reine Zufall gewesen. Wie man die Harmlosigkeit eines Kindes behütet, so hielt ich von nun an Wache über dem Glauben der guten Frau. Und mit zäher Feindseligkeit trieb ich die andere von der Schwelle. Soviel Genugtuung, wie an jenem Tage, als ich den grünen Holzkoffer wieder aufladen sah, hatte mein junges Herz noch nie gefühlt. Ich stand oben am Fenster und schaute hinab. Das Zuwerfen der Wagentür drang wie Musik zu meinem Ohr herauf. Als das Rädergerassel verklungen war, ging ich zur Großmutter, die am Herde stand.

„So, nun ist sie fort," sagte ich, und wir tauschten den ersten und einzigen Blick des stillen Einverständnisses in dieser Sache.

Wenige Jahre später lag die Frau in den letzten Zügen. An jenem Tage nahm der Großvater sein Vesper zu Hause ein, anstatt, wie er es sonst tat, im Geschäft.

Als sie seinen Schritt im Flur hörte, erwachte sie aus der Lethargie und lauschte ganz verzückt. Als er eintrat, schaute sie ihn so glücklich fragend an, daß er zum ersten Mal seit all den Jahren wieder eine Frage ihrer Augen beantworten mußte:

„Ich bin gekommen, um nach dir zu sehen," sagte er in milderem Tone als sonst zu ihr.

Es war ja nicht viel für all die Jahre der Hingebung und Treue; aber es überstieg doch das kühnste Hoffen dieser Frau.

Sie legte ihr Haupt in Verklärung zurück.

Ein wenig eifersüchtig, daß ich mit all meiner Zärtlichkeit nicht soviel Glück wecken könne, wie dieser Mann mit den wenigen Worten, beugte ich mich über die Sterbende und kühlte ihr mit zarter Hand die Stirn.

Sie schien meine Gedanken zu lesen. Sie lächelte schwach und hauchte: „Du bist mein guter Engel gewesen, aber ihn, ihn habe ich geliebt . . ."

Pergola, entworfen und ausgeführt von Gebr. Lincke, Zürich.

Die Entstehung der Schweizer Volkstrachten.

Mit acht Abbildungen.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

David Herrliberger, der bekannte Kupferstecher des achtzehnten Jahrhunderts in Zürich, hat sich ein ganz besonderes Verdienst um die schweizerische Trachtenkunde dadurch erworben, daß er anno 1748/49 und 1750 Serien von 52 Figuren in Kupferstich herausgab, die er betitelte: „Zürcherische und baslerische Ausrufbilder, vorstellende diejenigen Personen, welche in Zürich und Basel allerhand sowohl verkäufliche als andere Sachen mit der gewohnlichen Land und Mundart ausrufen".

Die Knittelverse, die Herrliberger jeder Figur beifügt, beziehen sich leider nur auf die zu verkaufenden Waren, nicht aber auf die Trachten. Schade, sie hätten uns manchen Aufschluß über Benennungen, Farben, bestimmte Verwendungen einzelner Kleidungsstücke und anderes mehr geben können! Zu bedauern ist auch, daß die bei manchen Exemplaren durchgeführte Kolorierung ziemlich willkürlich ist. Die 8 cm hohen Bildchen selber aber sind für die Trachtenkunde von hohem Wert. Sie sind so ausgeführt, daß wir an ihnen ziemlich alle Details der gezeichneten Kleider studieren können, und wenn sie auch offenbar nur Leute in Alltagskleidern zeigen, so sind diese doch in Varianten vorgeführt. Ganz besonders wertvoll ist diese Sammlung, weil da nicht nur Typen einer einzigen Gegend, sondern zweier getrennter, entfernter Landschaften (Zürich und Basel) dargestellt sind und so eine Vergleichung möglich ist.

Das Studium von Chroniken, Exvoto-Tafeln, Scheibenrissen oder Oelgemälden, gewirkten Bilderteppichen, Bildnissen (in Oel gemalt) oder Stahlstichen zeigt, daß bis zum siebzehnten Jahrhundert der Bauersmann sich vom Städter nirgends durch eigene Kleiderformen auszeichnete. Der Schnitt ist derselbe, ob der Mann auf dem Feld säet und pflügt oder ob er auf der Zunftstube erscheint, ob die Frau am Waschzuber steht oder den Ehrenbecher kredenzt; beim einen, wie beim andern finden wir die zur Zeit herrschende Modekleidung. Auf einem Oelgemälde der Familie Bodmer in Zürich von 1643 z. B. tragen die beiden Mägde, die in der Küche hantieren, genau denselben Anzug, wie ihn die Hausfrau trägt, die nebenan in der Stube mit ihrer Familie bei Tische sitzt. Die Mägde haben nur die schwarzen Aermel (Jacke) abgelegt, nicht aber den großen, runden, unbequemen Halskragen. Und doch wissen wir, daß